

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 18

Artikel: Früh vollendet : Novelle [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669366>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Früh vollendet

Novelle

von

Jakob

Bosshart

4

Mit einem schweren Seufzer und seltsam gemischten Gefühlen legte sich Frau Seline Zöbeli an jenem Abend in ihre Laken; die schweren Gedanken gingen in schwere Träume über. Sie sah den Goldfuchs und den Silberschimmel in ihr Stübchen klappern, so schwer und wuchtig, dass der Boden sich unter ihnen bog und hinunterzustürzen drohte, und die geängstigte Frau mit ihnen, denn sie konnte sich nicht rühren. Die Rosse aber machten sich mit den Gold- und Silberzähnen über Franzens Azalienstock her und frassen ihn auf . . .

Als die Witwe am Morgen ihrem Zimmerherrn den Kaffee brachte, war sie befangen. Er aber hatte sich seine Rolle bis ins kleinste zurecht gemacht und sass wie ein geschlagenes Hündchen auf seinem Stuhl, er wagte nicht einmal, die Augen zu der Herrin aufzuschlagen. Freilich in seinem «Guten Morgen, Frau Zöbeli» lag sein ganzes unermessliches Liebesleid. Einen solchen todesnötlichen Gruss hatte die arme Frau noch nie gehört, sie schrak zusammen und das Kaffeegeschirr klirrte ängstlich, als sie es auf den Tisch niederstellte.

Befangen, wie sie gekommen, ging sie. Er sah ihr mit Wolfsblicken nach und klappte dann die Augen eine Minute lang fest zu, während welcher Zeit er überlegte, ob er ihre Verlegenheit zu seinen Gunsten oder Ungunsten deuten sollte. Er legte sie sich günstig aus und nahm dann wohlgemut sein Frühstück zu sich.

Am Nachmittag, da die jungen Künstler gewohnt waren, ihre Uebungen zu machen, zeigte sich der Lehrmeister einsilbig und traurig.

«Ich mag heute nicht, Jungens!»

«Nicht? Doch, du musst!» Sie durften seit einiger Zeit «du» zu ihm sagen, freilich nur in Abwesenheit der Mutter, wie er denn überhaupt begon-

nen hatte, mit ihnen in manchen Dingen eine Art Geheimbündelei zu treiben, um sie nach und nach von der mütterlichen Schürze wegzuziehen.

«Du musst, du musst!» drängelten sie.

«Nein, heute nicht und vielleicht nie, niemals wieder.»

Die Knaben spitzten die Ohren.

«Ja, sperrt nur Mund und Augen auf, Jungens, es tut mir leid, aber ich kann es nicht ändern, ich gehe nun bald fort, weit, weit weg und komme nie wieder. Ja, ich glaube, nie wieder! Ich möchte den Wald suchen, wo es goldene Bäume und auf den goldenen Bäumen Goldfinken und Goldmeisen gibt.»

«Nimm uns mit!»

Er schüttelte den Kopf und seine Rechte drehte sich abweisend in der Luft.

Das war für die Zöbelibuben ein Schlag. Sie hatten sich mit ihrem Meister und seiner Kunst so fest zusammengelebt! Franzli fing zu weinen an und blieb untröstlich, bis sich Herr Häberle erweichen liess.

Am Abend flüsterten die Knaben der Mutter den Vorfall in die Ohren, mit bekümmerten Gesichtern und, wie es in der Art phantasievoller Kinder ist, mit beträchtlichen Uebertreibungen. Das gab der armen Frau die ganze Nacht zu denken. Sie rechnete aus, was sie in den vergangenen Jahren von Häberle empfangen hatte, es machte ein hübsches Sümmchen aus, das, was er den Buben in Form von Wurst und Nickelmünzen gesteckt hatte, nicht einmal eingerechnet. Würde sie je wieder einen solchen Zimmerherrn kriegen? Wie hätte sie ohne ihn all die Zeit gelebt? Hatte sie sich nicht einmal gestanden, er sei ihr zum grossen Glück gekommen? War sie ihm nicht aufrichtigen Dank schuldig?

Ja, dankbar wollte sie ihm sein, aber ihn heiraten? Nein! Sie erinnerte sich an die Tage, da sie sich mit ihrem Wilhelm versprochen, und die ihr nun, durch die lange Zeit hindurchgesehen, wie ein goldenes Märchenalter erschienen. Sie hatte immer noch sein Wort in den Ohren: «Ich mag dich so gut, Seline, und du mich?» Ja, das war eine andere Musik als das schreckliche «Guten Morgen, Frau Zeebele» des Herrn Valentin. Hätte sie sich in ihrer Witwenschaft das Lachen nicht ganz abgewöhnt, sie würde jetzt bei der Erinnerung an den Gruss in ihre Kissen gekichert haben. Aber gleich machte sie sich wieder Vorwürfe: Wie konnte sie den Mann lächerlich finden? Hatte er nicht treffliche Eigenschaften? Seine Hände hiel-

ten zusammen wie Nusschalen, da ging nichts verloren; er trank nicht, spielte und fluchte nicht, Zornmut und Roheit waren ihm fremd. Und was die Hauptsache war: Den Buben würde es gar nicht schwer fallen, zu ihm «Vater» zu sagen, das hatte sie schon gemerkt.

So überlegte sie, dann aber schüttelte es sie wieder: «Ich habe einen Mann gehabt, und dazu einen braven und armen, den mir die Eisenbahn erdrückt hat, und dem will ich treu bleiben.»

Aber wenn Valentin Häberle aus ihren Buben Goldfinken machte? Wenn er für sie das Glück wäre?

Der Morgen dämmerte durch die Fensterscheiben, und ihre Gedanken schleppten sich immer noch auf der nämlichen Stelle vorwärts und wieder zurück, in ewiger Unentschlossenheit.

Noch befangener als am Tage zuvor brachte sie dem Mietherrn das Frühstück, und noch hoffnungsloser, fast auf den Lippen aushauchend klang sein «Guten Morgen»; und dabei sah er, von ihr abgewandt, über die Dächer der Stadt hinweg, auf denen ein grauer, schwermütiger Oktobertag heranschlich.

Die Frau streifte ihren Anbeter mit einem flüchtigen Blick, es kam fast wie Stolz über sie: also dermassen konnte sie, die arme Wittib, einem weltbewanderten Manne noch zusetzen? Wenn es ihm wirklich so zu Herzen ging, wie es allen Anschein hatte, war er nicht bemitleidenswert?

So verstrichen vierzehn Tage. An einem Samstagabend, als Seline Zöbeli von der Arbeit heimkehrte, fand sie auf ihrem Tische einen Brief. Sie riss den Umschlag auf. Das Schreiben war von Herrn Häberle, der ihr mitteilte, ein solches Leben sei ihm wie Tod oder schlimmer, er könne es nicht mehr aushalten und stelle ihr deshalb das Zimmer wieder zur Verfügung.

Da hatte sie die Bescherung! Sie schlief nicht in jener Nacht und am Morgen vermochte sie das Frühstück nicht selber hinüberzutragen, sie schickte Heinz. Der wusste nachher zu berichten, Häberles Reisekoffer stehe mitten im Zimmer, weit geöffnet und halb gepackt, und ringsum liegen die Dinge bunt durcheinander.

Die Mutter rechnete den ganzen Tag, und Gedanken und Bedenken aller Art wühlten in ihr.

Gegen zwölf Uhr trat Herr Häberle herein, feierlicher als je zuvor, und bat um eine Unterredung ohne die Kinder. Und nun lief er wiederum Sturm.

Er malte der Frau goldene Berge und silberne Bäche, ein ganzes Haus voll Glück und eine ganze

Welt voll Sonnenschein vor die Augen, er zeigte ihr seine starken und doch weichen Hände, auf denen er sie tragen, er umfing sie mit den Augen, mit denen er sie behüten und anbeten wollte...

Die schlichte Frau wurde gerührt, wollte es aber nicht zeigen und bat sich Bedenkzeit aus.

Herr Häberle packte seinen Koffer wieder aus und ertappte sich dabei, dass er pfeifelte. Die Witwe aber lief an jenem Nachmittag zum Grabe ihres Wilhelm, um Rat zu suchen. Es war ein unwirscher Spätherbsttag. Der Wind jagte das welke Laub im Kirchhof auf und nieder, her und hin. Die Kreuze klirten und in den blätterlosen Aesten der Platanen und den schlaffen Schnüren der Trauerweiden spielte eine traurige Vorwintermusik. Frau Seline war ganz allein und erwartete in kindlichem Glauben ein Zeichen, eine Gutheissung des uneingestandenermassen schon gefassten Entschlusses. Der Wind schlug ihr um Wangen und Nacken und fing sich in ihren Kleidern, sie hatte Mühe, ihm zu widerstehen, er schien sie von dem heiligen Orte wegtreiben zu wollen, sie, die Treubruchige, Lievergessene. Wenn er ihr wie mit feuchten Schwingen ins Gesicht klatschte, war ihr, das sei der zürnende Geist ihres Mannes, und es fror sie bis in die Seele hinein. Die Erlösung kam ihr nicht; verworrener und gequälter als sie gekommen, kehrte sie heim, um den Kampf gegen das Gewissen und eine böse Ahnung weiterzukämpfen.

Acht Tage später versprach sie Herrn Valentin Häberle eheliche Treue, und nach wiederum einer Woche gab sie ihre Einwilligung zu der ‚Europareise‘ ihrer Kinder. Nach zwei Jahren, wenn sich ein klingendes Glück eingefunden hätte, sollte Hochzeit gefeiert werden.

Nun wurden die Vorbereitungen zur Reise betrieben, zunächst diejenigen, die nichts kosteten: «Wir müssen uns eine tönende Schelle anhängen», erklärte der Bräutigam seiner Bräut, «will sagen, uns gangbare Namen geben. Mit Häberle und Zöbeli ist kein Fortkommen in unserer Welt. Ich für mein Teil bin bald beraten, ich lange wieder nach dem Namen, den ich zuletzt bei meinem Wanderleben führte und unter dem mich die Welt einst bewunderte. Signor Ercole, Er—co—le heisse ich von nun an, du musst dich daran gewöhnen, Seline. Aber die Buben?»

Frau Seline sah die Notwendigkeit einer Umtaufe nicht ein. Dass man mit Häberle wenig Ehre einlegte, begriff sie wohl, aber Heinz und Franz Zöbeli, das sei denn doch etwas anderes, das klinge gut und so ehrbar schweizerisch; als sie sich einst

habe Frau Zöbeli nennen dürfen, sei sie sich fast vornehm vorgekommen.

Signor Ercole bedeutete ihr, auf Ehrbarkeit komme es da nicht an, sonst wäre auch er bei seines Vaters Namen geblieben. Ob denn der Haber nichts Ehrbares sei? und das Habermus und die Habersuppe und der Häberle, der all die guten Dinge pflanze. Nicht der Inhalt und die Bedeutung mache es aus, sondern der Ton. Der sei alles. «Zählt man Münzen, so achtet man auf den Ton, spielt man Musik, so ist es wieder der Ton; bei der Rede, in Scherz und Ernst, bei den Manieren, überall der gute Ton, und den muss auch der Name haben.»

So sprach er und verschwand dann in seinem Zimmer, wo er alte Zirkuszettel aus seiner Kiste auskramte, in der Hoffnung, darin Erleuchtung zu finden. Und wirklich, nach einigen Stunden eifrigen Suchens und Sinnens hatte er das Richtige gefunden. Als Arrigo und Fresco Zobelli, fratelli, sollten die jungen Künstler der Welt vorgestellt werden.

Es kostete der Mutter einige Mühe, die Wörter tadellos auszusprechen; als sie aber soweit war, empfand sie fast Lust, sich selber Frau Selina Zobelli nennen zu lassen. Oh, er hatte recht, der Ton!

Zu dem, was man nun weiter tun musste, war Geld vonnöten. Frau Selina händigte ihrem Bräutigam ohne langes Besinnen ihr Sparheft aus, damit er den fratelli Zobelli gefällige Künstlerkleider herstellen lasse: ein Wämschen und Kniehosen aus schwarzem Sammet, dazu rote Strümpfe und Schnallenschuhe. Als die Herrlichkeiten anlangten und probiert wurden, beherbergte das Haus zum ‚Sack‘ in der Schlauchgasse viel Freude, Eitelkeit und Mutterstolz.

Am folgenden Tage aber, dem Abschiedstage, ging Frau Seline wie ein Schatten im Hause um. Nirgends hatte sie Ruhe, und sprach sie, so tönte es wie aus dem Mund einer Sterbenden. Sie ahnte, dass sie auf einen schlimmen Weg getreten war, dass sie nie diesem Menschen ihre und ihrer Kinder Zukunft hätte anvertrauen sollen. Sie mied ihn, sie hasste ihn an diesem Tage, denn sie sah nun deutlich, wie er sie nach und nach und Schritt für Schritt zur Torheit verleitet hatte. Ihre Augen hingen an den Knaben mit traurigen Blicken, die etwas abzubitten schienen.

Die Buben wurden von ihrer Traurigkeit angesteckt; Franzli, um sich und die Mutter zu erheitern, wollte ihr eine von Häberles Geschichten erzählen.

«Weisst du es, von den Finken, die sangen:

Seht ihr das Gold blinken?

Wir sind die Goldfingen . . .»

Sie aber wollte keine Goldgeschichten hören, ihr klang das nüchterne Bibelwort in den Ohren: «Bleibe im Lande und nähre dich redlich.»

Als Signor Ercole zur Abreise drängte, zog sie Heinz in ihre Kammer, nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und sagte: «Du bist der Aeltere, trag Sorge zu dem Kleinen, weil ich es nicht kann, und denk jeden Morgen beim Aufstehen, du müssest dem Franzli bis zum Abend ein kleiner Vater sein.»

Die Tränen traten dem Knaben bei den bebenden Worten in die Augen, und schluchzend, aber sich in seiner Beschützerwürde aufrichtend und streckend, versprach er ihr alles. Dann aber wischte er sich tapfer die Augen und trat in das Wohnstübchen zurück, wo die beiden andern zur Abreise bereit standen. Er fasste Franz bei der Hand und führte ihn wie ein Mann und Vater in den ‚Sack‘ hinab und, ohne den Kopf zu wenden, an der Schreinerwerkstatt vorbei und dem Bahnhofe zu. Signor Ercole und die Mutter folgten schweigend, jedes eigene Gedankenwege gehend. Als sie in die rauchige Halle des Bahnhofes eintraten, vermochte die Mutter kaum zu atmen, sie stand still und seufzte: «Jetzt geht ein neues Unglück an, ich fühle es.»

«Ein neues Glück! willst du sagen», erwiderte er höflich, küsste sie auf die Wangen und zog die Knaben rasch mit sich fort in einen Wagen. Die Kleinen drückten die Gesichter noch an die Scheiben, als Mutter und Bahnhof längst entschwunden waren, und spähten sich schier die Augen aus.

Als der Zug ihre beiden Krausköpfe davongetragen hatte, hinaus in das winterlich frostige Land, schritt Frau Seline nach dem Friedhof, sie hätte an jenem Morgen keinen andern Weg gefunden. Auf dem Grab lag frischer Schnee, so rein und, im Sonnenlicht, das die Wolken zerriss, so blendend, dass die Augen der Frau sich schlossen. Und durch die zusammengepressten Lider drängten sich langsam und bitter die Tränen, die Arme wusste nicht, wem sie galten, ob dem Andenken des Mannes, der unter der fleckenlosen Decke lag, ob seinen zwei Kindern, die sie in die Welt hinaus, ins Vater- und Mutterlose hatte stürmen lassen! In wessen Hut? Sie wagte nicht klar zu denken, was sie in dieser Stunde gegen ihren Bräutigam empfand.

Nach Hause zurückgekehrt, war das erste, was sie erblickte, ihre zwei Azalien. Sie hatte sie in den letzten Tagen vernachlässigt, wie hätte sie für derlei Dinge Gedanken gehabt? Unter der mangelhaften Pflege und bei dem kargen Winterlicht hatten sie sehr gelitten, der kleinere schien halb abgestorben und verloren. Die Stöcke redeten zu der verlassenen Mutter wie ein Gewissen; so sollte sie nun in den Pflanzen täglich ihre Kinder hinsiechen und zugrunde gehen sehen! Sie fürchtete sich halb vor ihnen, wie vor dämonischen Wesen und in einer Anwandlung von Feigheit trug sie sie zum Flusse und warf das Gewissen ins Wasser, um gleich nachher ihre Tat, die ihr nun fast wie ein Mord vorkam, wieder zu bereuen.

Es folgten traurige Tage für die einsame Mutter in der so still gewordenen Dachwohnung, in der nichts zu hören war, als dann und wann ein Seufzer oder ein Schluchzen oder das Rascheln einer Maus in der Diele. Die Uhr an der Wand stockte: wozu sie aufziehen? Das Feuer auf dem Herde schlief: für wen kochen? Die Fensterscheiben trübten sich: wem sollten sie glänzen?

Signor Ercole hatte versprochen, bald zu schreiben; aber die erste Woche verstrich und die zweite, ohne dass ein Brief eintraf. Seline war in Verzweiflung, sie ging nicht mehr an die Arbeit, verliess überhaupt das Haus nicht, um den Briefträger nicht zu verfehlen. Klang ein Schritt auf der Treppe oder hörte sie vom untern Stockwerk her das bekannte zweimalige Läuten, so hämmerte ihr das Herz in der Brust. Einmal träumte ihr, sie esse schwarze Kirschen; das bedeutet Tod, und von da an verging sie fast vor Angst, sicherlich waren ihre Kinder schon hinüber!

Endlich nach mehr als drei Wochen traf der erste Brief ein und brachte Trost. Das junge Künstlerpaar war in einer süddeutschen Kleinstadt zum erstenmal aufgetreten und hatte die Probe bestanden. Ein Zeitungsausschnitt, der dem Schreiben beigelegt war, meldete der Mutter, dass die «Fratelli Arrigo und Fresco Zobelli, die kleinsten und grössten Gleichgewichtskünstler der Welt» vor den Zuschauern Gnade gefunden hatten, besonders der Kleine, den der Berichterstatter in Freschino umtaufte und ein wahres Wunderkind und die Leibgewordene Verwegenheit nannte.

An jenem Abend legte Frau Seline den Fetzen Zeitung unter ihr Kopfkissen, um auf dem Ruhme ihrer Kinder zu schlafen und zu träumen. Nun konnte auch das Glück, das ihr Bräutigam ihr ver-

heissen, nicht mehr lange ausbleiben. Und wirklich, einen Monat später fand zum erstenmal der Geldbriefträger den Weg in die Dachwohnung des Hauses zum ‚Sack‘. Er brachte keine schwere Summe, aber wer wollte das erste Glück wägen? Man nimmt es hin wie das Leben, wie die erste Liebe: mit blinden Augen und hüpfendem Herzen.

Auf die erste Sendung folgten in ungleichen Zwischenräumen andere. Sie wurden alle sorglich gezählt, auf der Hand gewogen und untereinander verglichen. Sie nahmen nach und nach an Gewicht zu, es konnte kein Zweifel walten: das Bächlein Wohlstand, das aus der Fremde den Weg in den ‚Sack‘ gefunden hatte, schwoll allmählich wie unter einem Wolkensegen an und tat wohl, wo es hinfloss. Man denke doch nach der jahrelangen Dürre!

Zwar liess es sich Frau Seline nicht weniger sauer werden als früher, das Brot wollte sie nicht von den Kindern empfangen! Was ihr aus der Fremde zufloss, legte sie mütterlich in eine Schublade, es sollte den Kleinen bleiben. Wie freute sie sie sich auf die Sonntage, da sie in ihrem Stübchen sitzen und ins Weite an ihre Krausköpfe sinnen und träumen konnte, die jetzt irgendwo in der Welt draussen, ohne dass sie auch nur die Richtung am Himmel hätte angeben können, ihre Kunststücke machten. Sie las die Briefe ihres Bräutigams und die Zeitungen, die er geschickt hatte, sie lernte alles auswendig wie ein «Unser Vater». Und dann wieder machte sie sich über die Schublade her, in welcher die Geldsendungen Platz gefunden hatten, zählte die Silberstücke zum hundertsten Male, betrachtete jedes einzelne von beiden Seiten, bis sie die ganze Herrlichkeit kannte wie ihr Küchengeschirr. Und bei dem Werke stellte sie sich ungereimte Fragen: «Wer hat von dem Gelde mehr verdient, Heinz oder Franz? Franz!» sagte sie sich, denn der Kleine hatte in ihrem Herzen den grössern Platz.

Hütete sie das Geld der Kinder wie ein Berg seinen Schatz, so machte sie sich ein kindliches Vergnügen daraus, das, was sie von ihrem eigenen Verdienste nun erübrigen konnte, zur Ausstattung ihrer Wohnung zu verwenden. Es stand ja fest, dass sie nun reich würde, da durfte sie schon etwas leichtsinnig sein! Zuerst kaufte sie sich zwei Blumenstöcke, Azalien, die denjenigen, die sie ins Wasser geworfen hatte, glichen. Sie taufte sie wieder nach ihren Söhnen und war vorsichtig genug, die kräftigere Franzli zu heissen. Der Tod sollte ihr kommen!

(Fortsetzung folgt)